

## 11 Zuviel des Guten

*»Ulrich fragte: ›Und was geschähe, wenn wir jetzt einen hier anhielten und zu ihm sagten: Bleibe bei uns Bruder! oder: Halte still vorbeieilende Seele! Wir wollen dich lieben wie uns selbst!?!‹ ›Er sollte uns verblüfft anschauen, erwiderte Agathe. ›Und dann seine Schritte verdoppeln!«*

*»Es gibt Sünden- und Tugendböcke; außerdem gibt es Schafe, die ihrer bedürfen.«*

Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 1128 und S. 783

Zuviel des Guten? Kann man denn überhaupt zuviel des Guten tun? Viele werden das bezweifeln. Dennoch: Ich behaupte, daß Tugenden durch Übertreibung zu Untugenden werden können. Tugend ist die Übereinstimmung der Lebensführung mit den moralischen Normen. Diese Normen haben ihr neuronales Substrat wohl in den Sollmustern (S. 80), von denen einige sicher als stammesgeschichtliche Anpassungen vorliegen, andere dagegen kulturspezifischer Neuerwerb sind. Von der Norm abweichendes Verhalten erfüllt uns mit Unbehagen («schlechtes Gewissen»), und es gibt Hinweise dafür, daß dies über hirnchemische Prozesse bewirkt wird. Normgerechtes Verhalten dagegen wird von angenehmen Gefühlen begleitet, die wiederum durch andere hirnchemische Prozesse verursacht werden. Die Hirnchemie des Wohlbehagens und Unbehagens ist noch keineswegs genau erforscht, doch weiß man, daß es vom Organismus im Zentralnervensystem erzeugte Substanzen gibt, die »Hirn-

opioide«, die bestimmte Rezeptoren an den Nervenzellen besetzen und damit das Wohlbefinden und die Handlungsbereitschaft (Gestimmtheit) einer Person beeinflussen (S. 82).

### *a) Tugendsucht*

Aber zurück zur eingangs gestellten Frage, ob man zuviel des Guten tun könne: Gibt es so etwas wie Tugendsüchtigkeit? Mir scheint, daß manche Helden und viele sogenannte Heilige und Asketen in der Tat von einer Art Tugendwahn befallen waren oder noch sind. Es gibt Menschen, die von ihrer Tugend geradezu trunken sind, Tugendbolde gewissermaßen.

Dabei kann es zu fast sportlichen Höchstleistungen des Tugendwettbewerbs kommen, im kämpferischen Einsatz etwa, aber auch in aufopfernder Nächstenliebe. Man spricht unter anderem von Begeisterung oder Enthusiasmus und bezeichnet damit einen geänderten Bewußtseinszustand, wie er auch bei Trance beobachtet wird. Sie kann z. B. durch Drogen, Musik oder durch asketische Übungen induziert werden. Der Beifall der Mitmenschen spornt einen Tugendhaften an, und so wie der Artist durch den Beifall der Zuschauer angetrieben wird, immer mehr zu riskieren, um sich damit in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, so stellen viele ihren Altruismus oder Mut plakativ zur Schau, nach dem Prinzip: »Seht doch, wie kühn ... wie lieb ... wie gut ich bin«, um sich so auf die Spitze der Rangpyramide der Tugendhaften zu stellen. Was jeweils Aufmerksamkeit erregt, das wechselt mit Zeit und Mode. Tugenden eignen sich gut zur Selbstdarstellung. Das spornt zu Übertreibungen an.

Ordnet man die Tugenden nach den Funktionen, die sie erfüllen, dann kann man sie in die drei Gruppen der agonalen (Mut, Aufopferungsbereitschaft usw.), affiliativen (Nächstenliebe usw.) und schließlich der zivilisierenden Tugenden der Selbstbeherrschung und Mäßigung einteilen. Einer solchen

Ordnung nach Funktionen dürften unterschiedliche Hirnchemismen entsprechen. Im Alltagsjargon heißt es z. B. von einem besonders Wagemutigen, er sei »adrenalinsüchtig«. Ein besonders Asketischer mag »endorphinsüchtig« sein, und ein bis zur Selbstaufgabe Liebevoller könnte von wieder anderen Hirnaminen trunken sein. Hormone wie Oxytocin bieten sich an.

Dieses Hormon induziert bei einer Reihe von Säugern die Bereitschaft, starke Bindungen mit anderen Individuen einzugehen. Bei Ziegen und Schafen wird Oxytocin beim Durchtritt des Jungen durch den Gebärmutterhals (Cervix) ausgeschüttet. Es wird danach innerhalb von fünf Minuten abgebaut. Läßt man während dieser 5-Minuten-Periode das Junge bei der Mutter, dann erweisen sich Mutter und Kind als fest aneinander gebunden. Trennt man sie nach fünf Minuten und präsentiert man das Junge nach einer Stunde zusammen mit einem gleichalten fremden Jungen dem Muttertier, dann verjagt die Mutter das fremde Junge und nimmt das eigene an. Trennt man Mutter und Junges unmittelbar nach der Geburt, dann erkennt diese nach einer Stunde das Junge nicht als ihres und verjagt es, als wäre es fremd. Man kann den hormonalen Reflex auch bei Ziegen und Schafen, die noch nicht geboren hatten und die nicht trächtig sind, durch mechanische vaginale und cervikale Reizung (mechanische Erweiterung des Gebärmutterhalses) auslösen. Daraufhin sind solche Weibchen bereit, ein Junges zu adoptieren. Setzt man nach Auslösung des Reflexes für 5 Minuten ein Jungtier zu ihnen, dann verhalten sich die Weibchen so, als hätten sie es selbst geboren. Trennt man das Junge danach für eine Stunde von dem Weibchen und präsentiert es eine Stunde später zusammen mit einem fremden Neugeborenen, dann akzeptiert das Weibchen das Junge, mit dem es fünf Minuten zusammen war, und vertreibt das ihr fremde. – Wieweit der Oxytocin-Mechanismus bei uns Menschen Bindungsbereitschaft bewirkt, muß noch untersucht werden. Hinweise dafür gibt es. Oxytocinausschüttung findet bei der Geburt und beim Stillen statt, ferner beim Orgasmus der Frau, der von starken

Uteruskontraktionen begleitet wird (Näheres bei Eibl-Eibesfeldt 1984).

Das in unserem Hirn ebenfalls produzierte Phenylethylamin dürfte energetisierend wirken und eine positive Grundhaltung bestimmen, denn Pharmaka, die die Produktion dieses Amins anregen, wirken stimmungshhebend, und unter ihrer Einwirkung werden die Personen auch geselliger. Michael Liebowitz (1983) vermutet, daß dieses Amin im Chemismus der Verliebtheit eine Schlüsselrolle spielt.

Das menschliche Gehirn ist unter anderem eine gewaltige Drüse, die viele Stoffe erzeugt, die unsere Stimmungen beeinflussen – bis zu ekstatischen Zuständen. Sicher ist es nicht einfach so, daß jeder Gestimmtheit ein Hirnamin oder -peptid zugeordnet ist – man könnte auch an Stoffbouquets denken –, aber für die Hauptstimmungen könnte dies grundsätzlich so sein. Die Hirnchemie wird uns sicher eines Tages einen Schlüssel zum Verständnis der Phänomene der Tugendtrunkenheit liefern.

### *b) Die Übertreibung agonaler Tugenden. Indoktrinierbarkeit*

Daß man die agonalen Tugenden wie Mut, Aufopferungsbereitschaft, kurz, all das, was man unter »Heldentum« zusammenfaßt, übertreiben kann, das lehrt uns die Geschichte. Ganze Völkerschaften stürzten sich im Überschwang kriegerischer Begeisterung in den Tod. Sie waren dabei meist von irgendeiner Mission besessen, etwa der, ihren Glauben mit Feuer und Schwert verbreiten zu müssen.

An der Basis solcher Entwicklungen steht sicher ein angepaßtes Verhalten. In der Kleingruppe entwickelte sich ein starkes Wir-Gefühl durch das gemeinsame Heranwachsen und Miteinander in allen Lebensphasen. Verteidigung der Gruppe und ihrer Ressourcen bei Bedrohung erfolgte auf quasi familialer

Basis mit dem emotionellen Engagement, mit dem selbst Säugtiermütter ihre Jungen verteidigen\*.

Bei sehr vielen Säugern beteiligen sich auch die Männchen mit ähnlichem Engagement an der Verteidigung der Familie und des Territoriums. Bei den höheren Primaten und beim Menschen scheint sich dabei in diesem Bereich eine Arbeitsteilung der Geschlechter zu entwickeln, wobei die Männer zunehmend die Verteidigung der Gruppe übernehmen, und zwar in kooperativen Kampftrupps und mit hohem emotionellem Engagement. Ich gehe darauf im Kapitel über Aggression und Krieg noch ausführlicher ein.

Mit der geschichtlichen Entwicklung größerer, miteinander verbundener Menschengruppen reichte persönliche Bekanntheit nicht mehr aus, um eine Gruppe emotionell zu binden. Kulturelle Sozialtechniken der Indoktrination wurden dazu entwickelt, wobei die Indoktrinierbarkeit als angeborene Disposition zur Verfügung stand. Die Identifikation mit der Familie und der Kleingruppe erfolgte ja auch ursprünglich über Lernprozesse. Aufgrund dieser uns angeborenen Lerndispositionen identifizieren wir uns mit all jenen, mit denen wir Gemeinsamkeiten im Aussehen – der Tracht etwa –, dem Gebaren, aber auch im religiösen Brauchtum und der Sprache zeigen. Für prägungsähnliches Lernen spricht, daß man die Eigentümlichkeiten eines Dialekts nur in früher Jugend lernt und sie zeitlebens beibehält. Der Dialekt ist die Sprache der In-Gruppe. Sie ist stark emotionell besetzt, und wir sind auf sie prägungsähnlich fixiert.

\* Dazu hatte ich ein sehr einprägsames Erlebnis während meiner Studentenzeit auf der Biologischen Station Wilhelminenberg. Ich lebte damals in einer kleinen Holzbaracke im Wienerwald mit vielen Hausmäusen, die ich duldete, da ich aus der Not eine Tugend machte und sie beobachtete. Nur als eine sich mit ihren Jungen seitlich in meiner Schlafmatratze einnistete, griff ich ein. Ich holte das Nest samt den Kleinen mit der Hand aus der Matratze und legte das Ganze zum Transport auf eine Kehrrechtschaufel. Zu meiner großen Überraschung eilte auch die zunächst geflüchtete Mäusemutter herbei, setzte sich über die Jungen und griff meine Hand an – sie biß mich sogar in einen Finger. Ich konnte die ganze Familie – die kleine »Löwenmutter« und ihre Jungen – in ein Terrarium übersiedeln.

Je größer die Gruppen werden, desto wichtiger wird die Bindung über Weltanschauung und Religion zusammen mit der Identifikation über Symbole, wie Fahnen und andere Zeichen. Da auch diese Indoktrination an die biologischen Dispositionen anknüpft, ist sie ebenfalls stark emotionell besetzt. »Wenn die Fahne flattert, ist der Verstand in der Trompete«, lautet ein altes Sprichwort, das Lorenz gerne zu zitieren pflegt.

All diese biologischen und kulturellen Programmierungen im Dienste der kollektiven Identifikation, Verteidigung und Aggression sind durchaus als Anpassungen zu verstehen. Sie sind aber als solche keineswegs perfekt. Ein Übermaß an Vaterlandsliebe oder an missionarischer Überzeugung für eine Idee kann zu selbstmörderischem Heldentum führen. Treue, Heimatliebe und Begeisterung für eine Idee sind Tugenden; sie stellen aber auch eine Gefahr dar, da sie oft von Gruppenhaß begleitet werden. Dank der starken emotionellen Beteiligung verliert der Mensch beim kämpferischen Einsatz für die Gruppe leicht die Selbstkontrolle, so daß er rücksichtslos gegen sich und andere auftritt. Damit wird die kollektive Aggression leicht zu einer High-Risk-Strategie, ähnlich wie der Beschädigungskampf im Tierreich – und Gegenselektion tritt ein. Bereits Immanuel Kant hat in seiner Schrift »Zum ewigen Frieden« darauf hingewiesen, daß man sich selbst im Kriege voraussagbar verhalten und demnach auf Konventionen achten müsse, sonst wäre ein späterer Friede unmöglich. Die einseitige Betonung heldischer Tugend und missionarischer Auserwähltheit führt zu Inhumanität, und diese ist von negativem Selektionswert: So wie das nicht vorhersagbare Verhalten einer Einzelperson die Mitglieder der Gruppe ängstigt, der sie angehört, und damit deren Aggressionen auslöst, löst auch eine unvorhersagbar handelnde Gemeinschaft bei anderen Gemeinschaften Ängste aus, so daß sich diese in Abwehr vereinen, und zwar mit allen Mitteln der Vergeltungsstrategie. Wer Konventionen nicht beachtet, schließt sich von diesen aus.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang daran, daß bereits im

Tierreich durch die Strategie der Vergeltung verhindert wird, daß nach Regeln des Turnierkampfes kämpfende Tiere von beschädigend kämpfenden Mutanten verdrängt werden. Es ist der kämpferische Einsatz für die Gruppe und ihre Werte, der bei uns Menschen so leicht in gefährlicher Weise entartet. »The damages wrought by individual violence for selfish motives are insignificant compared to the holocausts resulting from self-transcending devotion to collectively shared belief systems«, schreibt Arthur Koestler sehr treffend (1968, S. 266). – Soviel zur Übertreibung agonaler Tugenden. Wir werden noch einmal auf die Problematik der menschlichen Aggression zu sprechen kommen.

### *c) Übertreibungen der Nächstenliebe*

Die agonalen Tugenden bewerten wir mit einer gewissen Zwierspältigkeit. Obgleich wir den Helden preisen, stört uns letzten Endes doch, daß er Menschen tötet – mögen seine Motive noch so edel sein. Die affiliativen Tugenden, wie jene der Nächstenliebe, bejahen wir dagegen vorbehaltlos – verständlicherweise, denn unsere Hoffnungen auf eine friedlichere und damit bessere Zukunft gründen sich letztlich auf sie. Ohne die uns angeborene Disposition zum Mitgefühl, zur Hilfsbereitschaft und zur Freundschaft (S. 33) blieben wir in einen sich selbst verstärkenden agonalen Wettstreit verstrickt. Aus der Nächstenliebe, dem wirklichen Guten, erwächst uns daher, so sollte man meinen, keine Gefahr. Und doch wurde aus guter Absicht manch Schaden gestiftet, sei es durch Übertreibung, sei es durch eine unglückliche Verquickung von Nächstenliebe und Machtstreben, wie das bei missionierenden Philanthropen nicht selten der Fall ist. Naive Philanthropie hat manches Volk ins Unglück gestürzt. Man kann zweifellos zuviel des Guten tun. Das geschieht vor allem, wenn Tugend ideologisiert und damit zum Programm erhoben wird.

Ich habe 1986 nach mehrjähriger Unterbrechung wieder die G/wi-Buschleute in der zentralen Kalahari besucht. Bei meinem letzten Besuch lebten sie noch als freie Jäger und Sammler. Sie jagten und sammelten; Tätigkeiten, die für Kurzweil sorgten und die nicht in schwere Arbeit ausarteten, weil Männer und Frauen nicht übermäßig viel Zeit für die Herbeischaffung der Lebensmittel und des Brennholzes brauchten. Die Buschleute lebten Muße-intensiv, in Kleingruppen geborgen, und sie hatten viel Zeit für geselliges Miteinander in vielfältigen Formen freundlicher Interaktion, wie in Tanz und Spiel (Eibl-Eibesfeldt 1976).

Diesmal fand ich die Gruppe in einem Zustand arger Verwahrlosung. Die Buschmänner hatten ihre traditionelle Bekleidung abgelegt und waren mit schmutzigen, vielfach zerrissenen Kleidern, Hemden und Hosen bekleidet. Sie hatten sich um ein für sie gebohrtes Wasserloch angesiedelt und warteten darauf, daß Lastwagen ihnen Maismehl, Zucker und andere Nahrungsmittel brachten. Viele waren schon gegen Mittag volltrunken. Sie hatten gelernt, aus Mais und Zucker Bier zu brauen. Was war passiert? Irgendwer muß auf die schreckliche Idee gekommen sein, die Buschmänner mit Lebensmitteln zu versorgen, obwohl dafür keine Notwendigkeit bestand. So hat man sie in die Abhängigkeit gespeist und aus freien Menschen Sozialhilfeempfänger gemacht. Das hat aber noch weitere Folgen. Das Gebiet der G/wi-Buschleute ist seit langem Nationalpark. Solange die Buschleute als Jäger und Sammler lebten, tolerierte man ihre Anwesenheit. Jetzt, nachdem sie ihre traditionelle Lebensweise aufgegeben haben, erwägt die Parkverwaltung eine Übersiedlung der angestammten Bevölkerung in ein Gebiet außerhalb des Parkes. Der Untergang der Buschleute ist ein schmerzlicher Verlust für die Menschheit, denn diese Kultur und Rasse war etwas ganz Besonderes. Die Kultur verband sich ununterbrochen mit den altsteinzeitlichen Jäger- und Sammlerkulturen aus der Zeit vor der europäischen Kontaktperiode. Sie war hochdifferenziert und liebenswert (Eibl-Eibesfeldt 1970, 1976) und ein

wertvolles Modell für eine altsteinzeitliche Wildbeutekultur in einem Raum, in dem die Menschwerdung stattfand.

Obgleich sich Organisationen wie »Survival International« und in Deutschland die »Gesellschaft für bedrohte Völker« darum bemühen, diese kleinen Volksgruppen in ihrer Eigenart ins dritte Jahrtausend hinüberzuretten, sind die Chancen gering. Mit den naiven Gut-Tuern verbinden sich nämlich harte politische Interessen. Man will über die Gebiete verfügen, in denen diese Menschen leben. Und dazu verbündet man sich selbst mit fundamentalistischen Missionen, die wegen ihrer Rücksichtslosigkeit als »Kulturknacker« bekannt sind. West-Neuguinea wurde z. B. mit ihrer Hilfe für die indonesische Verwaltung überhaupt erst zugänglich gemacht. In ihren pazifischen Trust-Territorien praktizieren die USA mit sogenannten Wohlfahrtsprogrammen das »Füttern in die Abhängigkeit«.

Große Unsicherheit herrscht heute in Westeuropa zur Frage, ob die Staaten ihre Grenzen für weitere Immigration von Arbeitssuchenden und von Asylanten aus der Dritten Welt offenhalten sollen oder ob man die Zuwanderung möglichst einstellen und Rückwanderung der bereits Eingewanderten fördern solle. Humanitäre Argumentation mischt sich hier mit politisch-wirtschaftlichen Erwägungen. Aber auch der Einwand einer möglichen »Überfremdung« wird geäußert, um ebenso schnell mit dem Hinweis auf die Rassenpolitik des Dritten Reiches vom Tisch gefegt zu werden – als würde es sich wirklich um dasselbe handeln und als dürfe man Eigeninteresse nicht mehr wahrnehmen. Ist es bei dieser Lage der Dinge überhaupt noch möglich, das Problem *sachlich* zu diskutieren? Ich will es im folgenden versuchen.

Das Immigrationsproblem hat verschiedene Wurzeln. In Frankreich und England ergab es sich in Zusammenhang mit der Entkolonialisierung. Man fühlte sich verpflichtet und gab sich den Bewohnern der ehemaligen Kolonien gegenüber großzügig. Das führte in England und Frankreich zum Aufbau zahlenmäßig

beachtlicher farbiger Minoritäten. In Frankreich bilden die Nordafrikaner bereits einen massiven, über vier Millionen Menschen zählenden Block, der sehr selbstbewußt auftritt. Einzelne Vertreter sprechen bereits vom Fernziel der Moslemisierung des Landes. »Europa wird farbig«, lautete die Überschrift einer Artikelserie von Rudolf Walter Leonhardt, die im Oktober 1985 in der »ZEIT« erschien. Ist man selbst Europäer, dann muß es gestattet sein, dies nicht zu akzeptieren, und zwar nicht deshalb, weil man seine Gruppe für etwas Besseres hält, sondern weil man bei aller Hochschätzung der anderen das eigene Überlebensinteresse gewahrt sehen will und daher die eigene Verdrängung nicht begrüßen kann. Überleben heißt nun einmal genetisches Überleben.

In der Bundesrepublik Deutschland warb man in den 60er Jahren Ausländer als Arbeitskräfte an, ohne auch nur im geringsten an mögliche Folgen zu denken. Es gab Immigration ohne Immigrationspolitik. Man nahm an, die meisten Gastarbeiter würden wieder in ihre Heimat zurückkehren, aber sicherte das nicht vertraglich ab. Auf Drängen humanitär motivierter Kreise erlaubte man die Einreise von Familienangehörigen. So sah sich das dicht bevölkerte Westeuropa auf einmal mit einer Immigrationsproblematik konfrontiert.

Woraus resultiert diese? Was bedeutet Einwanderung für Ansässige und Einwanderer? Darüber braucht man im Grunde nicht allzu lange Spekulationen anzustellen, denn die verschiedenen Möglichkeiten wurden und werden uns in den verschiedensten Teilen der Welt vorgeführt. Handelt es sich bei den Einwanderern um Integrationswillige einer verwandten Kultur, also um Menschen, die bereit und fähig sind, ihre angestammte Kultur aufzugeben, dann ist das Konfliktpotential gering. Die europäischen Binnenwanderungen bieten dafür viele Beispiele. Die Hugenotten wurden relativ schnell zu Deutschen und ebenso die Polen. Adalbert von Chamisso, der bis zu seinem zehnten Lebensjahr auf dem elterlichen Schloß in Frankreich lebte, wurde sogar ein hervorragender deutscher Dichter, der sich

patriotisch zu seiner neuen Heimat bekannte. Hier verbindet einerseits das gemeinsame abendländische Erbe, das sich ja auch in den Stilepochen der europäischen Architektur, Musik und Malerei ausdrückt. Griechen, Römer, Juden, Kelten, Germanen und Slawen und viele andere schufen dieses Abendland, dessen Bewohner auch physisch-anthropologisch und damit genetisch nächstverwandt sind. Das Wechseln von einer europäischen Kultur zur anderen bereitet daher im allgemeinen keine Schwierigkeiten, es sei denn, starke glaubensmäßige Gebundenheit führt zu einer selbstgewollten Abgrenzung. Einige Besonderheiten im menschlichen Verhalten, wie die Neigung zur In- und Outgruppenbildung (s. kulturelle Pseudospeziation, S. 114), leisten dem Vorschub. Ihr Wirken schlichtweg zu leugnen, wie das z. B. Georgios Tsiakalos (1982) tut, ist unverantwortlich.

Tritt zur glaubensmäßigen Kennzeichnung noch eine physisch-anthropologische, so stößt die Integration dann auf Schwierigkeiten, wenn die Einwanderer in einem relativ kurzen Zeitraum als Gruppe ankommen und damit die Möglichkeit haben, sich mit ihresgleichen zusammenzufinden. Sie setzen sich dann als Gruppe vom Wirtsvolk ab, das sich seinerseits wiederum abgrenzt.

Einwanderung führt in solchen Fällen mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Konflikten, denn sie kommt ja einer Landnahme gleich. Eine Ethnie, die einer anderen, nicht integrationsbereiten in größerer Zahl Zuwanderung erlaubt, tritt damit zugleich Land an sie ab. Sie schränkt ihre eigenen Fortpflanzungsmöglichkeiten zugunsten eines anderen Volkes ein, denn die Tragkapazität eines Landes ist begrenzt. Europa ist im Grunde bereits überbevölkert, und dadurch wird das Problem besonders gravierend.

Wir beklagen seit langem die zunehmende Degradierung der Landschaft durch Straßenbau, Industrie und Luftverschmutzung, wissen nicht wohin mit Abwässern und Müll, und das eigene Dach über dem Kopf wird für die meisten zum unerschwinglichen Luxus. Ein Gesundshrumpfen durch eine vor-

*übergehende* Abnahme der Geburten wäre durchaus akzeptabel. Westeuropa könnte auch mit zwei Dritteln seiner gegenwärtigen Bevölkerung einen hohen technischen und zivilisatorischen Standard halten und wäre weniger risikofähig und autarker. Genau solche Entwicklungen werden aber durch eine gedankenlose Einwanderungspolitik unterlaufen.

Dazu kommt, daß die Fortpflanzungsraten verschiedener Bevölkerungen keineswegs gleich sind. Dafür sind sowohl kulturelle als auch biologische Unterschiede verantwortlich. Organismen können grundsätzlich zwei verschiedene Reproduktionsstrategien einsetzen: Sie können eine große Anzahl von Nachkommen zur Welt bringen, aber in den einzelnen Nachkommen wenig Energie investieren, oder sie können in wenigen Nachkommen viel Energie investieren. Die Zoologen sprechen im ersten Fall von einer r-Strategie, im letzten Fall von einer K-Strategie.

Die r-Strategie\* ist eine Maximierungsstrategie, die zu einem exponentiellen Wachstum führt, wenn nicht andere Faktoren (Feinde, Krankheiten, Nahrungsmangel) bremsend wirken. Sie wird von verschiedenen Arten bei der Neubesiedlung von Lebensräumen angewandt. Mit der Sättigung kommt es bei den meisten Populationen zu einer Stabilisierung der Verhältnisse, unter anderem auch dadurch, daß die Arten ihre Reproduktionsstrategie anpassen und zu K-Strategen\*\* werden. Die Vertreter verschiedener Arten können also bis zu einem gewissen Grad ihre Strategie wechseln, allerdings in einem vorgegebenen Rahmen. Denn auch die Arten können als r- oder K-Strategen charakterisiert werden.

Eine Auster ist ein r-Strategie: Sie produziert pro Jahr 500 Millionen Eier. Der Mensch dagegen ist ein K-Strategie. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es alle Übergänge, wobei höhere Tiere mehr zur K-Strategie neigen als niedere. Ein

\* r von *intrinsic rate of increase* = eigentliche Wachstumsrate.

\*\* K bezieht sich auf die Tragkapazität der Umwelt.

Kaninchen ist im Vergleich zu einem Fisch ein K-Strategie, im Vergleich zum Schimpansen ein r-Strategie.

J. Philippe Rushton wies nun darauf hin, daß auch Menschen verschiedene Reproduktionsstrategien verfolgen. Zusammen mit Anthony F. Bogaert (1987) verglich er das Reproduktionsverhalten der schwarzen und weißen Bevölkerung der USA. Diesen Erhebungen zufolge werden Schwarze früher geschlechtsreif, bekommen früher Kinder, sind im sexuellen Verhalten freier, und die Dauer der Schwangerschaft ist kürzer: Mit der 39. Woche sind 51% ihrer Kinder geboren, gegenüber 40% bei Weißen, mit der 40. Woche bereits 70% gegenüber 55% bei Weißen. Die schwarze Bevölkerung der USA hat daher eine höhere Reproduktionsrate als die weiße. Es gibt Schwankungen der Geburtenhäufigkeit in Abhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Wechselfällen. Sie laufen in beiden Populationen parallel, wobei der Vorsprung der schwarzen vor der weißen Bevölkerung erhalten bleibt. Die Schwankungen lehren, daß auch Umweltfaktoren einen entscheidenden Einfluß auf das Reproduktionsverhalten des Menschen haben und daß der Mensch seine Fortpflanzungsstrategie an die Umstände anpassen kann.

Umweltfaktoren haben also einen entscheidenden Einfluß auf das Reproduktionsverhalten, doch bleibt es, zumindest in einigen Fällen, bei gleichen relativen Unterschieden zwischen verschiedenen Populationen. Das kann auf längere Sicht die Verdrängung der reproduktionsschwächeren Ethnie bewirken. Dafür gibt es durchaus Beispiele in der Geschichte: Grund genug, sich nicht allzu leichtfertig auf Experimente dieser Art einzulassen.

Diskutiert man diese Frage heute in Europa, dann hört man auf den Hinweis einer möglichen Zurückdrängung des Europäers in der Welt – die sich ja zahlenmäßig bereits belegen läßt – die Antwort »Na, und wenn schon«. Ein solcher Standpunkt ist nicht akzeptabel. Es darf sich wohl jeder einzelne frei entscheiden, Kinder zu bekommen oder nicht, aber es ist moralisch nicht

vertretbar, aus ethnischem Selbsthaß oder aus Gleichgültigkeit Bedingungen herbeizuführen, durch die die Zukunft der eigenen Gemeinschaft gefährdet wird. Schon gar nicht dürften Politiker eines Volkes eine »Na-und-Haltung« einnehmen, da sie sich ja verpflichteten, die Interessen des eigenen Volkes wahrzunehmen, und mit einer solchen Haltung wortbrüchig würden. Sie ist überdies auch oft inkonsequent, weil dieselben Personen, denen die Verdrängung der eigenen Ethnie angeblich wenig bedeutet, sogleich protestieren, wenn es sich um eine Gefährdung anderer handelt. Damit nehmen sie den Standpunkt der meisten Biologen ein, die sich für einen ethnischen Pluralismus einsetzen, mit dem einzigen Unterschied, daß Biologen auch ihre eigene Identität als etwas Pflagenswertes erachten. Auch das Herabspielen der Probleme halte ich in diesem Zusammenhang für ethisch nicht vertretbar.

Verfechter einer liberalen Einwanderungspolitik für Asylsuchende aus der Dritten Welt argumentieren damit, daß es sich um keine großen Bevölkerungsbewegungen handle. Einige Zigarettausend sind es aber immerhin, die jährlich einzuwandern versuchen, und auf die Dauer würde das zur weiteren Zurückdrängung der eingesessenen Bevölkerung führen. Diese steht in der Mehrzahl, wie Umfragen ergaben, einer Massenimmigration ablehnend gegenüber. Bisweilen kommt es sogar zu Ausbrüchen von Fremdenhaß. Dann geben sich die Befürworter der Immigration überrascht und sprechen von »irrationalen« Ängsten oder von Demagogon, die den Ausländerhaß schürten. Daß der Irrationalität möglicherweise eine Ratio des Überlebens zugrunde liegt, die ihre stammesgeschichtlichen Wurzeln hat, kommt ihnen gar nicht erst in den Sinn. Dieselben Politiker bewilligen Millionen für Verteidigungszwecke, damit dem Land nur ja kein Quadratmeter Boden geraubt werde – aus altruistischen Gründen sind sie aber bereit, Land abzutreten. Keinem japanischen oder chinesischen Staatsmann würde dergleichen einfallen.

Auch kleine Immigrantens-Populationen können differentiell

zu ernsthaften Konkurrenten der Ortsansässigen heranwachsen, wie zahlreiche Beispiele aus aller Welt lehren. Zu erwarten, daß Einwanderer zugunsten der Eingesessenen ihr Fortpflanzungsverhalten einschränken, ist naiv. Für die Einwanderer wäre dies ja eine falsche Strategie: Wollen sie ihre Existenz absichern, dann müssen sie Macht erlangen, um sich von der Dominanz der Eingesessenen zu lösen. Und Macht gewinnt man über Anzahl. Ein »Kampf der Wiegen« ist in dieser Situation fast unausweichlich, wobei es sich im wesentlichen um Automatismen und nur zum geringsten Teil um bewußte Strategien handelt. 1981 entfielen auf eine verheiratete türkische Frau statistisch 3,5 Kinder, auf eine verheiratete deutsche Frau 1,3 Kinder. Hält dieser Trend an, dann kommt es unausweichlich zur Verdrängung des eigenen biologischen Erbes.

Die Situation wird durch einen in den letzten Jahren konstanten und nicht unerheblichen Zustrom von Asylanten verschärft. Man spielt ihre Bedeutung gern herunter, daher seien hier die Zahlen angeführt: 1980: 107818, 1981: 49391, 1982: 37423, 1983: 19737, 1984: 35278, 1985: 73832, 1986: 99650. Ein großer Teil der Zuwanderer sind Asiaten (Tamilen, Inder usw.), aber auch Afrikaner suchen zunehmend, meist als Wirtschaftsflüchtlinge, Asyl. Nun werden von den Bewerbern nur ein Teil aufgenommen, aber die Rückführung der Abgelehnten unterbleibt sehr häufig. Kommen die Pläne der FDP zum Tragen, nach fünf Jahren Aufenthalt die befristete Aufenthaltsbewilligung in eine unbefristete zu verwandeln und nach acht Jahren in eine Aufenthaltsberechtigung ohne obligatorischen Nachweis des Arbeitsplatzes und bei Gleichbehandlung mit Inländern, großzügiger Förderung des Familiennachzuges, wobei junge Ausländer, die einige Jahre in der BRD lebten, eine befristete Wiederkehrproption bis zum 23. Lebensjahr erhalten sollen, werden es unsere Enkel schwer haben. Der soziale Friede wird durch solche »Liberalität« sicher nicht gefördert. Bedenken gegen diese Entwicklung als »Deuschtümelei« und »kleinkarierte Volkstümelei« abzutun ist im höchsten Grade unverant-

wortlich. Der SPD-Kommunalexperte Martin Neuffer schrieb hierüber im »SPIEGEL« sehr klar\*:

»Die schwerstwiegenden Probleme sind bei den Türken entstanden. Sie bilden die größte ständige Einwanderungsgruppe. Im Gegensatz zur ursprünglichen Gastarbeitersituation sind sie inzwischen ganz auf ständige Niederlassung eingestellt. Ihre Zahl ist ständig bis auf gegenwärtig 1,5 Millionen angewachsen und steigt weiter. Das entspricht jetzt schon der Einwohnerzahl von 15 Großstädten mit je 100000 Einwohnern.

Während der Anteil der Türken an der Gesamtzahl der Ausländer erst ein Drittel beträgt, ist von den Ausländerkindern unter 6 Jahren schon mehr als die Hälfte türkisch. Das weitere Wachstum der türkischen Volksgruppe in der Bundesrepublik ist fest programmiert.

Türkische Familienväter lassen ihre Familien nachkommen. Alleinstehende gründen eine. Unter dem Stichwort Familienzusammenführung siedelt auch das junge Mädchen nach Deutschland über, das ein in Deutschland lebender Türke auf einer Urlaubsreise in seiner Heimat geheiratet hat. Auch der umgekehrte Fall kommt vor. Bei der zahlenmäßigen Stärke der jüngeren Jahrgänge kommt allein auf diese Weise eine beträchtliche weitere Einwanderungswelle in Gang. Vor allem handelt es sich um junge Frauen, die bald Kinder gebären werden.

Diese Verlagerung des türkischen Bevölkerungswachstums in die Bundesrepublik ist, mit Verlaub gesagt, ein gemeingefährlicher Unfug. In den meisten Fällen besteht nur wenig Aussicht, daß die gutgemeinten Integrationsbemühungen der Bundesrepublik je dazu führen werden, daß diese Türken Deutsche werden. Es muß vielmehr damit gerechnet werden, daß die Integrationschancen mit der zunehmenden Massierung immer größerer Zahlen von türkischer Bevölkerung weiter absinken. Je

\* »Die Reichen werden Todeszäune ziehen«, in: »DER SPIEGEL« 16/1982, S. 35 ff. Vgl. auch Neuffer (1982).

mehr Türken hier leben, um so geringer ist die Aussicht, daß es zu einer echten »Einbürgerung« kommt.

Die jetzt schon klar erkennbare Konzentration in den türkischen Wohnbereichen wird sich fortsetzen. Dort finden die türkischen Familien ein soziales Umfeld vor, das sie zu keinen besonderen Integrationsbemühungen zwingt, wahrscheinlich im Gegenteil in dieser Hinsicht entmutigt und hemmt.«

Neuffer führt weiter aus, daß auf diese Weise zur Zeit eine starke, im ganzen wenig assimilationsfähige völkische Minderheit heranwache und die Integrationspolitik in vielen Türkentädteilen schon jetzt eine Farce sei. Die Türken hätten vielfach bereits ihr eigenes Schulsystem, nicht zuletzt im Interesse der von der jetzigen Gemeinsamkeit vielfach schwer belasteten deutschen Kinder und Lehrer. Das weiß man also alles, und man weiß auch, daß in den USA aus eingewanderten Mexikanern keine englischsprechenden Nordamerikaner werden und daß die asiatischen Minderheiten in England sich nicht in Briten verwandeln. Neuffer meint dazu in einer bemerkenswerten Offenheit:

»Die Tatsache bleibt, daß ihre Integration offenbar weithin mißlungen ist, daß sie in einer unterprivilegierten Gettosituation leben, zum Teil in kriminelle Verhaltensweisen abgleiten und zu allem anderen auch noch zur Herausbildung von Reaktionen des Rassenhasses bei der eingesessenen weißen Bevölkerung Anlaß geben. Am Ende stehen dann jene grausamen Straßenschlachten und Stadtteilverwüstungen, die an die brennenden Negerviertel der nordamerikanischen Großstädte erinnern.

Ethnische Gruppenkonflikte in Ländern mit großen, nichtintegrierten Einwanderungsbevölkerungen können sich über generationenlange Zeiträume hinziehen und zu einer ständigen Quelle von Unstabilität und Unfrieden werden. So muß es mit aller Deutlichkeit formuliert werden: Ganze Bevölkerungsteile in Länder anderer Kulturbereiche umzusiedeln, ist kein tauglicher Weg für die Lösung des Übervölkerungsproblems der Wachstumsländer.«

Neuffer schließt seinen Artikel mit dem Bekenntnis, daß man natürlich helfen müsse, daß aber unser Land nicht zur Zuflucht aller Bedrängten der Erde werden könne. Es bleibe keine andere Wahl, »als das Asylrecht drastisch einzuschränken... Damit sollte aber nicht so lange gewartet werden, bis die ersten Millionen schon hier sind und die Binnenprobleme bereits eine unlösbare Größenordnung erreicht haben.« Neuffer sagt auch, daß es am wenigsten erstrebenswert wäre, eine ganz unvermischt deutsche Bevölkerung und Kultur anzustreben; daß sich aus Begegnungen und Mischungen immer kulturelle Bereicherungen und Fortschritte ergeben hätten; daß aber eben das Maß doch eine entscheidende Rolle spiele.

Sehr klar und offen äußert sich neuerdings auch Heinrich K. Erben (1987) zu diesem Problem: »Während Immigranten aus dem Kulturkreis mit jüdisch-hellenistisch-christlicher Religionstradition sich im allgemeinen ohne wesentliche Komplikationen selber in die Kultur des Gastlandes zu integrieren pflegen..., gilt dies erfahrungsgemäß für Familien mit islamischer, hinduistischer oder buddhistischer Tradition fast gar nicht, da es in der Praxis zumeist an der Bereitschaft zur kulturellen Eingliederung mangelt. Bei weiterem Ansteigen der Immigrantenquote kann mithin nicht ausbleiben, daß es zur Gefahr einer kulturellen Überfremdung und zu entsprechenden Abwehrreaktionen der einheimischen Bevölkerung kommt. In der Bundesrepublik mit ihren besonders liberalen Einwanderungsbestimmungen lebten 1983 etwa 4,5 Millionen Immigranten, von welchen 18% arbeitslos waren und 35% aus der Türkei stammten. Der am meisten problematische Anteil kommt mithin aus jenem Land, das mit über 2,8% eine der höchsten Wachstumsraten der Welt aufweist und dessen Bevölkerung daher jährlich um über 1,3 Millionen zunimmt. Die für das Gastland aus dieser Situation resultierenden Probleme zeichnen sich in ersten Ansätzen heute schon ab, ebenso wie die Bedenken der Stammbevölkerung. Und wenn sich, wie eine Hochrechnung vermutet, der Immigrantenanteil – bei gleichbleibender Abnahme der Stamm-

bevölkerung – bis zum Jahre 2000 auf etwa 7 Millionen erhöht hat, wird auch die Brisanz des Problems zunehmen« (S. 110).

Wir können nur hoffen, daß in der Bundesrepublik und in den anderen westeuropäischen Ländern Vernunft und Einsicht zu einer verantwortlichen Politik führen. Es ist bereits reichlich spät. In der »Süddeutschen Zeitung« stand kürzlich der Satz: »Die Ausländerpolitik scheitert an der Statistik.« Der Geburtenzuwachs würde bei den Ausländern die Abwanderung mehr als ausgleichen.

Man sollte sich auch keine Illusionen über die Loyalitäten nichteuropäischer Einwanderer machen. Selbst wenn sie deutsche Staatsbürger werden, bleiben sie ihrer Kultur verbunden. Sie haben ihre eigenen Traditionen, in denen sie wurzeln, und sie neigen wie alle Völker, die sich nicht selbst aufgeben, zum ethnischen Nepotismus. Das ist eine Feststellung und kein abfälliges Werturteil. Ethnien, die überleben wollen, müssen letzten Endes so handeln. Es schafft aber Probleme, denn zur schon besprochenen Abgrenzung gegenüber dem Wirtsvolk kommt noch eine gewisse opportunistisch-exploitative Grundhaltung hinzu, die die eingessene Bevölkerung als Herausforderung empfindet. Man kann natürlich nie voraussagen, wie sich eine nichteuropäische Einwanderergruppe in einem europäischen Land verhalten wird. Die Erfahrungen mit dem nordafrikanischen Muslimblock in Frankreich sind aber nicht ermutigend. Politiker, die diese Problematik verschleiern, welche in aller Welt offensichtlich ist – denn die Zeitungen beschreiben zwischenethnische Konflikte fast täglich –, handeln unverantwortlich.

Bleibe noch die Möglichkeit, die Probleme könnten sich lösen, wenn die Unterschiede zwischen Völkern und Rassen durch eine notfalls forcierte Einschmelzungspolitik aufgehoben würden. Beispiele von Ländern mit Mischpopulationen lehren, daß das Schmelztiegelkonzept daran scheitert, daß sich nicht alle Menschen mischen wollen, was man ja als individuelles Recht auch gelten lassen muß. In den USA gibt es neben einer Mischpopula-

tion starke weiße und schwarze Populationen und noch eine Reihe von anderen Minoritäten, die sich nicht mischen, sondern in einem Mosaikmuster über das Land verteilen, weil die jeweiligen Ethnien die Nachbarschaft von ihresgleichen suchen. Die Einschmelzung in der angloamerikanischen Kultur glückt im wesentlichen nur den europäischen Einwanderern. Oft kommt es in einer Mischbevölkerung zu einer Schichtung. Ganz abgesehen davon, daß die völlige Vereinheitlichung der Menschheit in einer Weltzivilisation mit einer Sprache und einer Mischrasse also Utopie bleibt, wäre sie auch als Verlust von Vielfalt nicht zu begrüßen. Und da Leben nach Vielfalt drängt, ließe sich Einheitlichkeit auf die Dauer nur über Zwang aufrechterhalten. Der Verlust so vieler Kulturen bedeutete ferner für die meisten wohl einen Wertverlust. Schließlich würde dadurch die adaptive Breite unserer Gattung eingeengt (Eibl-Eibesfeldt 1984). Hubert Markl (1986) sieht dies ähnlich. Er bespricht die verschiedenen Entwicklungswege der Kulturen ebenfalls als Experimente im Dienste des Überlebens und fährt dann fort: »Hier droht der Menschheit heute bei der Lösung ihrer Probleme eine weitere große Gefahr. Sie schmilzt derzeit mit steigender Geschwindigkeit erstmals zu einer einzigen, globalen Gesamtzivilisation zusammen, die von Pol zu Pol reicht und uns in der Massenhaftigkeit und Gleichförmigkeit ihrer Produkte eher erschreckt als lockt. Vom maschinell gleichförmig vorgekauften Fleischfladen auf dem Plastikteller bis zum Transistorradio, aus dem überall auf unserer Erde ähnlich lärmende Rhythmen und gleichförmig vorgekaute Phrasen quellen. Was immer in dieser total verkoppelten Menschheit an einer Stelle entdeckt wird und geschieht, wirkt sich in Windeseile, millionenfach vervielfältigt und verstärkt, weltweit aus . . . Dadurch verliert die Menschheit immer mehr das flexible Explorationspotential verschiedenartiger Kulturen« (S. 30/31).

Immanuel Kant meinte, daß der Weg weltweiter Pazifizierung nicht über einen Welteinheitsstaat führen, sondern auf der Autonomie von Regionen basieren müsse. Er sah in Sprache und

Religion Trennungsstrategien der Natur, die darauf hinweisen, daß es kein einheitliches, despotisches Weltimperium geben könne. Kant war der Ansicht, daß es daher auch keine für die Gastländer unfreiwilligen Immigrationsströme geben dürfe. Erlaubt seien nur Handels-, Kommunikations- und Besuchsrecht, aber kein Gastrecht\*.

Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß ein Eintreten für die Erhaltung der ethnischen Vielfalt dem Anliegen der UNESCO nach einem uneingeschränkten Schutz der Integrität angestammter Kulturen («integrity of endogenous cultures») entspricht. Daraus folgt, daß es durchaus legitim ist, sich auch für die eigene Ethnie einzusetzen. Ich weise deshalb darauf hin, weil jene, die für einen ethnischen Pluralismus eintreten und auf Gefahren der Überfremdung hinweisen, gelegentlich entgegengehalten wird, ihr Plädoyer für Vielfalt und das Recht auf Verschiedenheit sei »nichts anderes als die Forderung nach Abschaffung der staatsbürgerlichen Gleichheit beziehungsweise nach abgestuften Bürgerrechten« und der »Ethnopluralismus« vertrete nichts anderes als die Separierung zugewanderter ausländischer Minderheiten in einem Apartheid-Staat\*\*.

Harmonisierungsmodelle müssen sich mit der grundsätzlich positiv zu bewertenden Tatsache der ethnischen Pluralität abfinden und von der Akzeptanz dieser Vielfalt ausgehend nach Wegen für ein friedliches Zusammenleben suchen. Die Menschheit (als abstrakter Begriff) ist eine Erfindung des europäischen Geistes. Die Erweckung eines Gefühls für sie halte ich für eine wichtige erzieherische Aufgabe, aber man darf dabei nicht den Boden der Realität unter den Füßen verlieren. Die Menschheit als biologische Einheit gibt es nicht. Zwar können sich alle Menschen miteinander kreuzen, aber als natürliche Einheiten sind nun einmal verschiedene, sich voneinander abgrenzende Populationen gegeben.

\* I. Kant: Zum ewigen Frieden. Stuttgart (Reclam) 1961, S. 36.

\*\* Peter Diehl-Thiele in der »Süddeutschen Zeitung« vom 1. 12. 1987, S. 10.

Verschiedene Ethnien koexistieren am besten, wenn jede über ihr eigenes Siedlungsgebiet verfügt, in dem sie ihre Geschicke selbst bestimmt. Dann kann jede Gruppe ihre Lebensformen einschließlich ihrer Fortpflanzungsstrategie selbst bestimmen. Solange eine Gruppe nicht die andere bedrängt, kann freundschaftliches, kooperatives Miteinander durchaus erreicht werden. Wenn Menschen Vertreter anderer Kulturen nicht als Konkurrenten fürchten müssen, dann schätzen sie ja deren kulturelle Errungenschaften und genießen deren Anderssein als reizvolle Variante. Erst die Angst um die eigene Identität verschüttet die Freundlichkeit, und sie steht an der Wurzel des Gruppenhasses, der bis zum Irrsinn des Völkermordes führen kann. Auf der Basis einer regionalen Verwurzelung können auch verschiedene Ethnien in einem multinationalen Staatsgebilde in einer freundschaftlichen Föderation verbunden sein. Es muß nur sichergestellt werden, daß keine Ethnie über die andere dominiert. Aus diesem Grunde ist das Mehrheitswahlprinzip für solche Staaten nicht immer die humanitär beste Lösung (S. 220). Menschen akzeptieren Führungshierarchien, aber keine Dominanzhierarchien, und zwischenethnische Rangordnungen sind so gut wie stets Dominanzhierarchien. Sie basieren auf der Macht der zahlenmäßig oder kraft Begabung Überlegenen und nicht auf der Zustimmung der Untergeordneten.

In der gegenwärtigen Lage Europas sollten die Politiker dies alles wohl bedenken. Sicher kann man Entwicklungen immer nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit voraussagen, aber das, was wir aus Gegenwart und Vergangenheit und aus der Verhaltensforschung über zwischenethnische Beziehungen wissen, sollte vor Experimenten warnen. Man verschenkt nicht die Zukunft seiner Enkel, auch nicht aus humanitären Gründen. Wer alle Welt umarmt und darüber seine Angehörigen vergißt, handelt nicht human, mag er sich noch so in dieser Rolle gefallen.

Aber was führt eigentlich zu diesem erstaunlichen Überschwang an Nächstenliebe, in dem das Gefühl für die Nächsten

verlorengeht? Sieht man einmal von jenen ab, die konkrete Eigeninteressen unter einem humanitären Mäntelchen verbergen – sei es, daß sie nach potentiellen Wählern schielen, um Wachstum und Profit fürchten oder sich in plakativer Nächstenliebe den milden Schein einer humanitären Gloriole verleihen –, dann gibt es doch noch viele, die aus Überzeugung einem humanitären Extremismus verfallen sind. Wies ich in Gesprächen darauf hin, daß ihre Vorschläge das Überleben der eigenen Ethnie gefährden könnten, so antworteten mir manche, was denn daran so schlimm wäre – es wären ja schon öfter Völker von anderen verdrängt worden.

Dies ist sicher eine Reaktion auf den Ethnozentrismus der kolonialistischen Epoche und des Nationalismus, der in dem menschenverachtenden Rassismus der jüngsten Geschichte gipfelte. Als Gegenreaktion vertraut man einem Internationalismus, der vom Glauben an eine weltweite Brüderschaft aller Menschen getragen wird. Man will sich der Welt öffnen und die trennenden Grenzen beseitigen. Die Menschheit soll eine Familie werden. Ein erstrebenswertes Ziel, das aber eher ohne Aufhebung der Grenzen in einem pluralistischen Nebeneinander erreicht werden kann. Eine solche pluralistische Lösung würde auch der Tatsache gerecht, daß unsere Loyalitäten von Natur aus abgestuft sind. Wir fühlen uns zunächst mit unserer Familie und unseren Verwandten, des weiteren mit unserem Volke verbunden. Wir empfinden uns überdies als Europäer einer größeren Gemeinschaft verbunden, deren kulturelles, geistiges und biologisches Erbe wir teilen. Hans Jonas (1986) schrieb hierzu: »Die übernationale Sache der Menschheit wäre praktisch unhaltbar, wenn sie die Verleugnung des Näheren zur Bedingung machte, und der Versuch, dies zu erzwingen, könnte nur zum Unheil führen, wovon eines schon die Kompromittierung eben der Idee der Menschheitssache selbst wäre« (S. 114).

Der Pendelausschlag ins antinationalistische Extrem führte auch zu einer Abwertung staatstragender Tugenden, die in der Liebe zur Heimat und in der geschichtlichen Verwurzelung

begründet sind. Die Abkehr von der Geschichte bedingt, wie Hans Heigert in einem bemerkenswerten Kommentar der »Süddeutschen Zeitung« ausführte, »nationale Mangelercheinungen«, die zu einem Risiko werden könnten. Völker, schreibt er, seien nicht bloß juridisch verfaßte Gesellschaften, sondern Solidargemeinschaften zwischen gestern und morgen. »Ohne historisch emotionale Bindungen können sich Begriffe verwirren und Gespenster wiederkehren. Es ist gewiß kein Zufall, daß neuerdings von ganz jungen Linken die Einheit des Vaterlandes gefordert wird, frei von äußeren Zwängen. Wieviel Mißbrauch andererseits ist in den letzten Jahren mit der sogenannten ›Pflicht zum Widerstand‹, dem ›Recht auf Verweigerung‹, der ›Selbstbestimmung‹ getrieben worden. Mit ganz flachen Floskeln wollte sich mancher als Erbe jenes Widerstands ausgeben, indem er ohne besondere geistige Anstrengung die Demokratie von heute mit dem System der Brutalität des totalen Unrechts auf die gleiche Stufe brachte. Auch der wohlfeile polemische Umgang mit dem Begriff ›Faschismus‹, angewendet auf irgendwelche politische Vorgänge der Gegenwart, läßt erkennen, daß wenig von damals wirklich begriffen und verarbeitet wurde.«\*

Über die nationalen Mangelercheinungen der Deutschen macht sich auch Brigitte Sauzay (1986) in ihrem Buch »Die rätselhaften Deutschen« Sorge: »Sie (die Deutschen) beugen sich über das Elend der Welt, bis »ihnen schließlich Gleichgewicht und gesunder Menschenverstand abhanden kommen« (S. 256). Sauzay spricht in diesem Zusammenhang von der Verlockung des Guten, dem »gefährlichen Mitleid«.

Das weltumspannende humanitäre Engagement des Europäers sollte nicht seine eigene Existenz untergraben. Mit einer solchen Feststellung läuft man heute fast Gefahr, als Eurozentriker beschimpft zu werden. Aber man darf einer Mode zuliebe nicht die Problematik verschleiern. Gerade wenn man eine friedliche Koexistenz der Völker will – und ich halte sie, das sei

\* »Süddeutsche Zeitung« vom 15. 2. 1988, S. 4.

noch einmal betont, für möglich –, muß man auch die Problematik zwischenethnischer Beziehungen ohne Beschönigung sehen. Jede Verschleierung würde uns bei der Problemlösung behindern. Wenn jemand meint, es käme nicht auf das Überleben in eigenen Nachkommen an, dann möge er diese These mit guten Argumenten vertreten und der meinigen entgegenstellen. Mit diesem Standpunkt rede ich keinem krassen Gruppenegoismus das Wort, sondern plädiere nur für eine vernünftige Balance, die Selbstschädigung vermeidet. Der Welt würde auch kaum geholfen, würden sich gerade jene Völker der westlichen Welt durch einen hypertrophen Altruismus zerstören, die eben jene humanitären Gedanken entwickelten, deren vernünftige Anwendung den Weltfrieden herbeiführen kann.

Wir Europäer haben gewiß viel Schuld auf uns geladen. Wir sind in der Welt als Eroberer aufgetreten, aber das taten andere auch. Alle heute lebenden Menschen sind letztlich Nachkommen erfolgreicher Eroberer. Als Sieger haben Europäer auch ausgebeutet und kolonisiert. Sie haben aber – im alten Israel und Griechenland – auch jene Revolution der Ethik herbeigeführt, die über Jahrhunderte das humanitäre Denken des Abendlandes formte und die das Gewissen der Europäer so berührte, daß sie gegen Sklaverei und für Menschenrechte und Freiheit eintraten und zuletzt aktiv, durch Erziehung der Kolonialvölker zur Unabhängigkeit, die Entkolonialisierung mit herbeiführten. Aus europäischem Geiste wurde die Naturwissenschaft geboren, die ihrerseits die Grundlage der technischen Zivilisation legte, von der heute weite Teile der Welt profitieren. Erfindungsgeist, Unternehmertum und die harte Arbeit mehrerer Arbeitergenerationen schufen Europas Wohlstand. Daß übrigens gerade jene politischen Richtungen, die sich angeblich mit der Arbeiterschaft solidarisieren, dies vergessen, indem sie lautstark verkünden, der Wohlstand Europas sei auf die Ausbeutung der Dritten Welt zurückzuführen, gehört zu den erstaunlichen Ungereimtheiten unserer Zeit.

Nach einer Phase europäischer Selbstüberheblichkeit erleben

wir eine Phase der Selbstherabsetzung. Das hat eine Identitätsauszehrung zur Folge und erschwert es jungen Europäern, sich mit ihrer doch sehr reichen Kultur zu identifizieren. Bescheidenheit, Selbstkritik und eine kritische Aufarbeitung unserer Geschichte sind angebracht. Selbstherabsetzung, Selbstbeschuldigung und unentwegte Übung in Selbstzerknirschung führen zur Selbstzerstörung.

Unsere Kirchen haben Anteil an dieser Haltung. Sie predigen seit Jahrhunderten von unserer Schuld, wohl auch, um uns Menschen über die Angst zu binden (S. 121). Wird dieses Meaculpa-Gefühl jedoch übertrieben, dann kann es zusammen mit anderen Faktoren zu einer solchen Minderung des Selbstwertgefühls kommen, daß der Lebenswille leidet. Wir haben, scheint es, ein solches Stadium fast erreicht. Es kann aber auch den christlichen Kirchen kaum damit gedient sein, wenn ihre eigentlichen Träger in Selbstzerknirschung zur Selbstaufgabe schreiten. Hier wäre kirchlicherseits ein Wechsel der Führungsstrategie zu bedenken.

Ein bißchen Selbstbesinnung, ein neues europäisches Selbstwertgefühl täte uns not. Es wäre sicher nicht im Interesse der sich eben entwickelnden Gemeinschaft der Völker, würde ausgerechnet die abendländische Zivilisation der Selbstauflösung verfallen, die zu dieser Entwicklung das geistige Rüstzeug und den Antrieb bot. Bei allen Schattenseiten, die nicht zu leugnen sind, handelt es sich bei ihr doch, mit Karl Popper zu sprechen, um die selbstkritischste und reformfreudigste Zivilisation der Welt. Nur in ihr wurde, wie Popper betont, die moralische Forderung nach persönlicher Freiheit weitgehend anerkannt und weitgehend verwirklicht. Nach wie vor sind Europäer Vorkämpfer für diese Werte, auf denen sich die Zukunftschancen der Menschheit begründen. Wir sollten uns daher nicht selbst aufgeben. Ein neues europäisches Selbstbewußtsein ist nötig. Es könnte auch dazu beitragen, durch Bewußtmachung des verbindenden kulturellen Erbes die unheilvolle europäische Spaltung zu überwinden und so den Frieden zu befestigen.